

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 280.

Mittwoch, 21. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hinj.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Und Walter Kersten?“ Ganz unvermittelt hatte es Hessekamp gefragt. Senius lächelte und blickte zu William Knight hinüber. „Auch das ist kein Rätsel mehr! — Wenn es Ihnen recht ist, dann wollen wir jetzt auch das erledigen, nur wäre es mir lieb, wenn die Fürstin und ihre Tochter Zeugen dieser letzten Aufklärung wären.“

„Dafür sehe ich keinen Grund!“ warf der Ingenieur hastig ein.

„Ich aber!“ bestand der andere. „Herr Hessekamp, wollen Sie so liebenswürdig sein, und die Damen hierher bitten?“

Wenige Minuten später waren die Fürstin Manierska und Annja wieder in der Kabine. Mit hastigen Worten berichtete Senius über das Geständnis Estens, übergab dabei aber die Gründe, die den Schweden zu seiner Tat veranlaßt hatten.

„Und nun —“, schloß er lächelnd, „soll auch das letzte Rätsel gelöst werden, das Sie, meine Damen, und uns beschäftigt hat. Es handelt sich darum, Walter Kersten die Maske vom Gesicht zu reißen! — Nicht umsonst habe ich zu diesem Zwecke Herrn William Knight hergebeten, denn er —“

„Er ist Kersten!“ rief Hessekamp erregt. „Ich hatte es von Anfang an geahnt!“

Der Ingenieur machte ihm im Sigen eine spöttische Verbeugung: „Sehr gut, mein Herr, aber, ich muß Sie enttäuschen! — Wie Sie mich hier sehen, bin ich zwar nicht William Knight, wohl aber — der Detektiv Gregor Senius.“

„Was?“ fuhr der andere auf. „Dann . . . dann . . . wer aber sind Sie?“, wandte er sich an den falschen Professor Gregorius.

Der riß lachend die Perücke vom Kopf, entfernte Bart und Brille: „Walter Kersten — Ihnen zu dienen!“

„Und Sie . . . Sie haben die Rolle des Detektivs gespielt?“

„Allerdings — und sicher nicht ungeschickt, nicht wahr, Herr Senius?“

Der Pseudo-Ingenieur lachte. „Nein, das muß Ihnen der Neid lassen.“

„Aber bitte — so erklären Sie doch —“, unterbrach ihn Hessekamp außer sich. „Wie kamen Sie dazu, diese Komödie zu spielen, meine Herren?“

„Wenn Sie gestatten, werde ich das gerne verraten!“ nahm der echte Walter Kersten das Wort. „Aber bitte — nehmen Sie ruhig wieder Platz! — Meine Erzählung dürfte immerhin einige Zeit in Anspruch nehmen!“

Die übrigen folgten seiner Aufforderung. Nur Siemssen blieb, verständnislos den Kopf schüttelnd, an der Wand stehen.

„Ich muß etwas weit ausholen —“, begann Walter Kersten, „selbst auf die Gefahr hin, Ihnen bereits Bekanntes zu erzählen. — Ich befand mich hier an Bord der „Atlanta“ als Flüchtling. Ein Hamburger Bankhaus, das sich durch mich geschädigt fühlte, hatte mir den Detektiv Gregor Senius hinterhergeschickt, um mir durch ihn die Beute wieder abnehmen zu lassen. — Am Abend vor dem Maskenball hatte ich mit Herrn Senius, der übrigens hier an Bord in der Ihnen durch mich wohlbekannten Maske des Professors Gregorius auftrat, eine

Unterredung, in der er mir erklärte, er würde mich laufen lassen, wenn ich ihm das Geld aushändigte.“

„So lautete mein Auftrag von dem Bankhaus Pender!“ unterbrach der echte Gregor Senius.

„Gewiß!“ Kersten nickte liebenswürdig. „Diese Unterredung endigte damit, daß ich Herrn Senius eine glatte Absage gab. Ich hatte keine Lust, das Geld, das von Rechts wegen mir gehörte, herauszugeben.“

„Da bin ich anderer Meinung . . .“, warf der Detektiv ein.

„Lassen wir das jetzt bitte! — Also soviel über die Unterredung. — Dann kam der verhängnisvolle Abend des Maskenballes. Ich hatte keine Lust, das Vergnügen zu besuchen und strolchte in den Kabinengängen umher. Dabei kam ich auch in die Nähe der Kabine der Fürstin Manierska. Ich wurde Zeuge, wie ein Mann fluchtartig aus dieser Kabine stürzte und davoneilte. Das einzige, was ich von ihm erkennen konnte, war, daß er einen blauen Domino trug. Neugierig betrat auch ich den Raum, dessen Tür der Flüchtling offen gelassen hatte. So fand ich Basil. — Auf den ersten Blick erkannte ich, daß er tot war. Trotzdem aber untersuchte ich ihn näher, ohne aber zu einem anderen Ergebnis zu kommen. Daher stammten die Blutslede, die mich später so sehr belasteten. — Ich überlegte. Was war zu tun? Sollte ich von dem Morde Mitteilung machen oder warten, bis ein anderer den Toten fand? Meine größte Besorgnis war, daß man mich, den stedbriefflich verfolgten Bankräuber, für den Täter halten würde. Aus diesem Grunde schwieg ich und begab mich in meine Kabine zurück!“

„Das war ungerecht von Ihnen!“ warf Hessekamp ein.

„Hätten Sie in meiner Lage anders gehandelt?“

Der andere schwieg achselzuckend.

„Na also!“ triumphtierte Kersten. „Nun aber lassen Sie mich weiter berichten! — Ich hatte mich also in meine Kabine begeben. Inzwischen war der Mord entdeckt worden und Herr Hessekamp suchte bereits eifrig den Täter. Ein Brief, den er erhielt, gab ihm einen Fingerzeig. — Senius, der durch einen schwachhaften Steward von dem Mord gehört hatte, brachte natürlich mich damit in Verbindung. Er benachrichtigte also Sie, Herr Hessekamp, welchen gefährlichen Passagier die „Atlanta“ an Bord hatte. Und Sie hatten natürlich nichts Eiligeres zu tun, als mich ins Gebet zu nehmen und mir die Tat auf den Kopf zuzusagen. — Ich leugnete. Da griffen Sie zu dem letzten Hilfsmittel, auf das Sie Senius aufmerksam gemacht hatten. Sie schlossen mich in meiner Kabine ein und gingen zusammen mit dem Kapitän hinauf zu dem Bordfunter, bei dem inzwischen mein aus Hamburg telegraphisch nachgesandter Stedbrieff eingetroffen war.“

Sie können sich denken, daß ich alles verloren gab. Da in der größten Bedrängnis verfiel ich auf einen gewagten Ausweg. — Ich wußte, daß sich in meiner Nachbarkabine mein Verfolger in der Maske des russischen Professors befand. Durch die Luke kletterte ich zu ihm hinüber — und nun wurde der Plan zu der großen Komödie geschmiedet. Ich machte Senius den Vorschlag, mit mir die Rollen zu tauschen, das heißt, mich als Professor Gregorius auftreten zu lassen und selbst in meiner

Rabine die Rolle des Ingenieurs William Knight zu spielen. Anfangs wies Senius diesen Vorschlag entrüstet von sich, dann aber, als ich ihm erklärte, daß ich an Bord des Schiffes doch nicht entfliehen könne und ihm außerdem das Versteck des vor mir — geraubten Geldes nennen würde, ging er näher auf den Plan ein.

Ich nannte ihm meine Gründe für diesen Rollen-tausch. Der blaue Domino, den ich gesehen hatte, spielte die Hauptrolle darin. Ich wollte versuchen, ihn zu ent-larven, — aber das konnte ich nur, wenn ich in Freiheit war. —

Schließlich war Senius mit meinem Plan einver-standen und gab mir somit Gelegenheit, den furchtbaren Verdacht von mir zu nehmen. Er ging hinüber in meine Kabine — als Ingenieur William Knight, — und ich trat von nun an als Professor Gregorius alias Gregor Senius auf.

Hessentkamp lachte gereizt. „Damit haben Sie uns schön hineingelegt. Herr Kersten! Aber noch ist mir nicht alles klar! — Welche Bewandnis hat es zum Pei-spiel mit dem Einbruch in Ihrer Kabine, bei dem wir den Tausendmarktschein fanden?“

„Das ist leicht erklärt! — Sie erinnern sich doch wohl noch daran, daß Sie die Theorie aufstellten, Walter Kersten sei bei der Flucht aus seiner Kabine ertrunken. Diese Theorie hätte mich gezwungen, meine Maske als Professor abzulegen, denn sie bestand ja hauptsächlich zur Irreführung des Banträubers, — also meiner werthen Person! Die Demaskierung aber hätte mich verraten. Deshalb mußte ich einen Beweis schaffen, daß Walter Kersten noch am Leben sei. Aus diesem Grunde nur täuschte ich selbst den Einbruch vor!“

„Verdammt schlau, mein Lieber!“ konnte Hessentkamp sich nicht enthalten, anzuerkennen. „Aber dann der Besuch bei der Komtesse?“

Kersten zögerte mit einer Antwort. Schließlich gab er senzend zu. „Wenn Sie das unbedingt wissen wollen. . . . Mir lag daran, in den Augen der Komtesse nicht als der Täter dazustehen. Sie sollte wissen, daß ich unschuldig war! — Als uns Eilen Lundquist über-raschte, floh ich in meine Kabine und fand keinen anderen Ausweg, als den Chloroform-Überfall zu inszenieren! — Nun sind Sie aber hoffentlich mit Ihren Fragen fertig!“

„Mit Ihnen ja! — Nur Herrn Senius kann ich den Vorwurf nicht ersparen, daß er durch sein Eingehen auf diese Komödie den ganzen Fall unnötig verwickelte. . .“

„Im Gegenteil!“ unterbrach ihn der Andere. „Da-durch hat ja Herr Senius ermöglicht, daß ich den wahren Täter fand.“

„Das hätte ich auch tun können. . . .“
„Vielleicht auch nicht!“ nahm jetzt Senius das Wort. „Und dann müssen Sie bedenken, daß mir daran lag, das Geld zurückzubekommen! — Die zehn Prozent Be-lohnung, die ich erhalte, sind kein Pappenstiel!“

Walter Kersten lachte. „Jetzt muß ich Sie enttäuschen, mein Lieber! — Mit dem Geld ist es nichts! — Lesen Sie hier diese Depesche, die ich gestern auf Ihren Namen erhielt!“ Damit hielt er dem Anderen ein zusammen-gefaltetes Papier hin.

Senius ergriff es hastig und durchslog die wenigen Zeilen. Dann warf er es wütend auf den Tisch. „Das begreife der Teufel! — Pender telegraphiert mir, daß ich die Verfolgung auf Sie aufheben soll. . . .“

„Ich kann Ihnen auch die Lösung dieses Rätsels geben, mein Lieber!“ lächelte Kersten. „Ich habe nämlich in Hamburg einen Freund, der sich mit einem abgebauten Buchhalter Penders in Verbindung gesetzt hat. Diesen Beiden ist es gelungen, zu beweisen, daß Pender seiner-zeit die Buchungsfälschungen über dreihunderttausend Mark begangen hatte, — mit anderen Worten, daß ich unschuldig im Gefängnis gewesen bin! Sie haben nun Pender vor die Wahl gestellt, entweder auf meine Ver-folgung zu verzichten und mich mit dem Geld in Amerika ein neues Leben anfangen zu lassen, oder bei einer neuen Verhandlung gegen mich seine Schuld zu beweisen. — Die Antwort auf dieses Ultimatum ist die Depesche, die Sie soeben gelesen haben. Alles übrige ersehen Sie aus diesem zweiten Telegramm, das mir mein Freund sandte

und aus dem das hervorgeht, was ich Ihnen soeben sagte! — Bitte!“

Senius las auch die zweite Depesche. Dann senzte er. „Sie sind mir über, Kersten, — sowohl als Detektiv als auch in dieser Geschichte! — Schade, nun sind die dreißigtausend Mark beim Teufel!“

„Nein, mein Lieber!“ unterbrach ihn der Andere lachend. „Eine Liebe ist der anderen wert! — Sie haben mir geholfen — wenn auch indirekt, — meinen Namen wieder rein zu waschen. Dafür dürfen Sie sich von dem Geld, das Sie ja noch in Verwahrung haben, Ihre zehn Prozent abziehen!“

„Donnerwetter — das ist anständig von Ihnen —“ staunte Senius.

„Schon gut! — meine Herren, haben Sie noch eine Frage zur Sache?“

„Nein!“ kopfschüttelte Kapitän Siemssen zurück-haltend. Auch Hessentkamps „Nein!“ sprach nicht von eitel Freundschaft und Wohlwollen.

„Dann dürfte der Fall wohl erledigt sein! — Ich empfehle mich! — Kommen Sie, Senius! — Erst will ich diesen verdammten Professorengehrock loswerden, — und dann gehen wir in die Bar! — Ein anständiger Whisky dürfte uns gut tun!“ — —

Aber Walter Kersten ging nicht in die Bar. Im Gang wartete er, bis Annja und ihre Mutter aus der Kabine des Kapitäns kamen. Sie grüßten ihn zurück-haltend.

„Darf ich Sie um eine kurze Unterredung bitten, Komtesse?“ bat er.

Sie zögerte einen Herzschlag lang. Dann folgte sie ihm an Deck —

Sie standen an der Reeling und blickten in die Wolken, durch die sich jetzt siegreich die ersten Sonnen-strahlen einen Weg bahnten.

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, Annja —“ begann er stöckend. „Sie zürnen mir gewiß, weil ich Sie vorhin als Schuldige hinstellte, — aber es blieb mir wirklich kein anderes Mittel, um Eilen Lundquist zu einem Geständnis zu zwingen. — Ich habe es nur aus diesem Grunde getan — glauben Sie mir doch, Annja!“

Langsam senkte sie den Kopf. „Ich will Ihnen ja glauben — aber eines müssen Sie mir noch erklären. — Warum sind Sie an jenem Abend in unsere Kabine gegangen?“

„Ich will es Ihnen sagen, Annja! — Aus Ihrem Munde hörte ich bei der Mittagstafel, daß Orchideen Ihre Lieblingsblumen seien — und deshalb — ich — ich wollte Ihnen damit eine Freude machen! — Sie sollten die Blumen vorfinden, wenn Sie von dem Ball kamen — und vielleicht — dabei an mich denken — —! Schade, nun sind Sie schon lange weg! — Ich hatte Sie nachher in meiner Kabine verborgen —“

„Nun — dann — können Sie mir heute ein paar schöne Orchideen schenken, Walter Kersten —“ Sie blickte ihn nicht an, aber er wußte, daß sie lächelte.

Stürmisch zog er ihre Hand an die Lippen: „Heute — — und — alle Tage — Annja —“

Jetzt hob sie den Kopf. In ihren Augen schimmerte ein leises „Ja!“

— Ende! —

Schafgarbe.

Wenn in des Nebels wolkengrauem Drängen
Verblüht schon all die zarten Blütenfarben,
Flimmerst du noch auf herbstehtahlen Hängen
Mit matter Weiße kleiner Sternengarben.
Duftlos bescheiden, war dir nicht gegeben,
Im Wettkampf stolzer Schwestern dich zu messen;
Doch, nun der Frost zerbrach das Blumenleben,
Scheinst du allein vom dürren Tod vergessen.
In trüben Tagen schenkst du ein lehtes Leuchten
Schimmernder Sterne, ob auch Nebelschleier
Wie tränend deine Blütenaugen feuchten;
Du einzig unter tausend deinesgleichen
Hältst noch des Sommers stille Totenfeier
Und bist schon neuer Blüte tröstlich Zeichen.

Heinrich Heis.

Das Halsband.

Historische Skizze von Hans-Eberhard v. Besser.

Lambert von Der der Kommandant zu Münster ritt mit seiner Tochter durch den ungen Tag. Die silbernen Beschläge des Sattelzeuges glimmerten blank in der Sonne. Stolz sah der Vater auf die hübsche Tochter, die gut im Sattel saß und deren kastanienbraunes Haar in weicher Fülle unter dem roten Federhut hervorquoll. Da stürzte es plötzlich, der Falbe der jungen Reiterin hatte einen Huf verloren. Rasch amg es zur nächsten Schmiede. Bald hatte man sie angelockt durch das heiltönige „Bunt — Bunt!“ in dem kleinen Dorfe erreicht. Ein hünenhafter, blonder Mann, das Antlitz ruhverdunkelt, trat aus dem Lohschein des Feuers den Anstömmlingen entgegen. Er machte sich sofort an die Arbeit, doch während er das Pferd beschlug, streifte sein Blick dann und wann die junge anmutige Reiterin. Diese sah den geschickten Händen des mustulösen Dorfschmiedes heiter zu, und als das Werk vollendet war, als man zu Pferde klag und der Schmied Kotttraut von Der den silbernen Bügel hielt, da löste diese wie von ungefähr eine Rose aus ihrem Gürtel und spendete dem Vater nach. Der Schmied stand, die rote Rose in den Händen, still und verlor sich in die Gedanken der Reiterin nach, solange sie zu sehen waren. Dann strich er sich über die Stirn und lehrte in den Flammenschein der Schmiede zurück.

Er konnte das junge, holde Wesen nicht vergessen. Vermeyen ihm er sich vor, an das Töchterchen des Kommandanten zu Münster und Herrn auf Kadesbed zu denken. Doch auch Kotttraut dachte an den schlanken, blonden Hünen. Sie fühlte sich froh und leicht und sang und jubelte den ganzen Tag. Doch wenn ihre Gedanken in die Zukunft gingen, wurde sie ernst und still, denn der Vater war stolz — und Christoph nur ein Schmied!

Da geschah etwas Unerwartetes.

Eines Sonntags lehrte der Vater aus Lüdinhäusen zurück, wo er zur Kirche gewesen. Er war bleich und zwang ein Lächeln auf seine fahlen Lippen, als er zu Frau und Tochter trat.

„Sieh“, sagte er lächelnd zu seiner Geliebten, „da kommt dein Götter mit einem schönen Halsband.“

Die beiden Frauen schauten verwundert auf, Lambert von Der trug ein eisernes Band um den Hals.

„Der br mal verfluchte Gotthart von Haren, dieser verwünschte Dursche, lauerte mir auf. Er sprang aus dem Hirtenthal hervor und warf mir dies vermaledeite Ding um den Hals. Das ist die Rache für die Ausweisung aus Münster und seine Entlassung als Falschspieler. Ich habe ihm das Bandwerk gelegt, vaha.“

Der versuchte zu scherzen, er zog an dem Halsband, doch seine Stacheln, die inwendig saßen, gruben sich tiefer und tiefer in seinen Hals.

Entsetzt erhoben sich die Frauen. Sie suchten verzweifelt nach einem Schloß, einer Fuge. Nichts war zu sehen.

„Reite jogleich nach Münster! Ein Schlosser muß den Ring öffnen“, rief die Frau angsterfüllt.

Lambert von Der fühlte mit Entsetzen, daß der Ring immer enger wurde, je mehr man an ihm zog. Er ließ sein Pferd latschen, und Kotttraut begleitete ihn mit freudvollem Gesicht nach der Stadt. Es ging von Schloss zu Schloss. Doch jeder schüttelte den Kopf. So ein Halsband hatte noch niemand gesehen. Nirgends war der Verichluß zu entdecken nirgends ein Schlüssel, wie der Ring zu öffnen war. Der trat der Schwere auf die Stirn, der Atem wurde ihm traurig, er konnte den Kopf kaum mehr bewegen, seine Schreierfüße en traten weit heraus.

Mit bebenden Knien saß Kotttraut dabei. Ihr Herz hämmerte. Tränen wollten kommen. Sie hielt sie mutig und mit letzter Kraft zurück.

Da zuckte ein Gedanke durch ihr Hirn, hell und befreiend: Christoph, der Schmied. „Ein Schmied muß es versuchen, ein Schmied, und ich weiß einen, der es tun wird, der es vollbringen kann“, rief sie voller Hoffnung.

„Es ist Schlosserarbeit“, erklärte der Mann heiser, doch er ritt mit der Tochter. Verzweiflung lähmte ihn fast. Christoph der Schmied erbleichte, als er das schreckentstellte Gesicht des Mädchens sah, den Mann, dem das Entsetzen durch die verfallenen Züge raste.

„Ich will es versuchen“, sagte er fest und blickte das Mädchen an. „Doch ich kann es nur auf dem Amboss. Vertraut Euch mir an, Herr Kommandant!“

Ein Nicken war die Antwort. Der rannte in die Schmiede. Er legte den Kopf auf den Amboss. Der Schmied ergriff den schweren Hammer, und Kotttraut schloß zitternd die Augen. Der Schlag sauste nieder, ein zweiter — ein dritter, dann ein Rittren, ein erlöstes Aufstöhnen: Der Ring war gesprengt.

„Wie soll ich Euch danken?“ stammelte Lambert von Der und wuschte sich den Schweiß der Todesangst von der Stirn.

Der Schmied sah unsicher zu Kotttraut hinüber.

„Was dir am meisten wert ist, mußt du ihm geben, Vater, also deine Tochter. Er ist nur ein Schmied, aber ein unergründlicher Mensch und ein ganzer Mann.“

Da warf Christoph den Hammer bröhnend zur Seite und ergriff die Hände des jungen Mädchens.

Lambert von Der schaute erstaunt von einem zum anderen. „Es sei!“ sagte er dann nach kurzer Überlegung. „Ein Mann wie Ihr kann hohen Lohn verlangen.“

Aus Christoph wurde ein bekannter Waffenschmied, der nicht nur Klingens zu schmiedete, sondern sie auch zu führen verstand.

Das Halsband aber, ein Werk kühnerer Schlosserarbeit, ein raffiniert erdachtes Marterinstrument, vererbte sich in der Familie von Geschlecht zu Geschlecht, und mit ihm lebt heute noch die Geschichte von der schönen Kotttraut von Der und ihrem Schmied, die sich im 16. Jahrhundert zutrug.

Krafehl um eine Gänseleberpastete.

Ein Capriccio aus dem Straßburger Koloss.

Von Erica Grupe-Pörcher.

Der Herzog von Contades, Statthalter des Königs von Frankreich in Straßburg, hat einen Küchenchef, Clause, den sein eigener Ruhm nicht zur Ruhe kommen läßt. Denn obwohl dieser von der reizenden jungen Bäckerswitze Marguerite träumt, an die er hier in Straßburg sein Herz verloren hat, überläßt ihn der überaus feine Geschmack der kalten, geschmorten Gänseleber, die er gestern seinem Herrn warm vorsetzen ließ und von der sich Clause gerade zum Frühstück den Rest zu Gemüte führt. Sofort ist er wieder mitten in seinen Konsuminteressen. Wie? Kalt ist ihr Geschmack noch viel köstlicher als warm. Wie war's, wenn man eine der Gänselebern, die man hier in Straßburg so besonders groß und wohl-schmeckend-zart zu züchten versteht, in einen feinen Pasteten-teig hüllte und braun badete? Aber diese Eingebung ist die entzückende Bäckerswitze vorläufig zurückgestellt, denn — am Abend erhält der Herzog das neuerdachte Gericht vorgelegt, bei dessen Genuß Contades die Augen entzückt zur Decke aufschlägt. Er läßt den Küchenchef rufen.

Ja, eigene Erfindung, bestätigt Clause stolz-bescheiden. Kein Mensch auf dem Erdball sonst darf sich rühmen, eine Gänseleberpastete in dieser Art und Güte vorsetzen zu können. Nun gut. Der Herzog erhöht das Gehalt des Küchenchefs unter der Bedingung der völligen Geheimhaltung der Zubereitung.

Bald darauf, im Jahre des Heils 1744, meldet der Allerschönste König von Frankreich, Ludwig XV., Straßburg seinen Besuch an. Es gilt auch, das neu erbaute Prachtschloß seines Günstlings, des Kardinals Rohan, einzuweihen. Der Kirchenfürst, der als Gast mit Reiz von dem neuen Pasteten-gericht beim Herzog gelostet, möchte dem verwöhnten königlichen Besuche dieses auch vorsehen. Doch — niemals würde der Herzog es dulden, daß sein Küchenchef Clause dem Rohanschen Küchenchef, Monsieur Dumesnil, die Zubereitung verrät! Langwierige Verhandlungen folgen, die mit diplomatischem Ernst gepflogen werden. Endlich einigt man sich. Clause wird im Keller des neuen Kardinalschlosses in einem verschlossenen Raume die herrlichen Pasteten anfertigen, damit auch diese auf der Kardinalstafel droben dem königlichen Gaste aufgetragen werden. Gesagt, getan. Und nun kommt der Krafehl!

Unmittelbar vor dem Festessen führen die Straßburger Jüngste ihre hübschen Tänze und Reigen auf der Schloßterrasse am Flusse vor dem Könige auf. Unter den Töchtern des Landes befindet sich auch die hübsche und stattliche junge Bäckerswitze Marguerite! Das weiß ihr Verehrer Clause. Als gerade seine Pasteten in den Ofen geschoben sind, benuzt er eine Pause, um seinen geschlossenen Raum zu verlassen und von einem Kellerfenster an der Rückseite des Schlosses aus eine Weile zuzugucken. — Unterdessen schreitet sein Nebenbuhler Dumesnil mit erbotener Miene zwischen seinem Heer jüngerer Köche hin und her, die an all den offenen Feuerstellen hantieren oder die an langen Ketten über dem Feuer schwingenden Kupfertessel mit Suppen usw. in Schwung halten.

Wie, Clause verläßt soeben seinen sorgsam umfriedeten Raum? Wäre es da nicht möglich, jetzt schnell heimlich einen Blick in sein Heiligtum zu tun? Dumesnil reißt rasch und leise ohne weiteres die Tür auf. Doch — er hat nicht mit Albert gerechnet, dem „Albärle“, dem treuen Mithesser und Mitwisser Clauses. Dumesnil geht mit schnellen Schritten nach dem Backofen, um wenigstens einen Blick hineinzuwerfen.

Doch — das Albärle erreicht mit einem großen Satz den Ofen noch vor ihm!

Gleich einem zitternden Cherub pflanzt er sich vor seinem Heiligtum auf. Um keinen Preis der Welt ließe er sich hier weggerren. Denn ein Einblick in den Ofen verrate jaß all die

Gineffen, die sich Clause im Baden und Bräunen ausgeprobt. Albärle beginnt in seiner Ratlosigkeit, aus Leibeskräften zu schreien! Monsieur Dumesnil, jähzornig und bei seinen zahlreichen Untergebenen unbedingtes Gehorchen und Sichklaffen gewöhnt, veradbreicht ihm ein paar schallende Ohrfeigen. Sie lösen ein orkanartig anschwellendes Gebrüll des Albärle aus, das endlich Clause herbeiruft.

Es gelingt Dumesnil hinauszukommen, denn Clause hat nur einen einzigen Gedanken: seine Pasteten! Sie sind inzwischen doch nicht verbrannt? Ein Blick in den Ofen genügt, um ihm ein einziges bewunderndes und erleichtertes „Ah!“ zu entlocken. — Kurz und gut. Der König erhält ein Gericht, wie er es bis jetzt selbst in Versailles an seiner eigenen Tafel noch nicht zu kosten bekommen. — Es regnet anerkennende Worte beim beglückten Herzog von Contades ob seines Küchenchefs. Ja, der König geruht sogar nach einer Weile den Herzog zu fragen, ob er nicht einen hohen Posten in Paris annehmen möge. Vielleicht lockt den König bei diesem Angebot seiner Gunst die stille Hoffnung, den geschickten Küchenchef dann zur königlichen Küche hinüber zu ziehen.

Aber wie? Als der Herzog seinem Küchenchef die bevorstehende Übersiedlung nach Paris mitteilt, kündigt ihm Clause. Er will die schmutzige, junge Bäckerswitwe Marguerite heiraten und — o, diese Enttäuschung ist nicht auszudenken — dann als selbstständiger Mann hier die Kunst des Pastetenbackens ausüben.

Clause führt sein Vorhaben aus. Sein Geschäft blüht in kurzer Zeit auf. Sein Ruhm geht in alle Himmelsrichtungen. Aus der ganzen Welt ließ man sich aus Straßburg die berühmten Gänseleberpasteten kommen. Denn — außer Clause kennt keiner die Zusammensetzung des feinen Gerichtes, und nirgends sonst züchtet man die Gänselebern so schwer und delikate wie in Straßburg. Als Clause sich zum Sterben legt, ist sein Sohn der einzige, der das Rezept des Vaters kennt und übernimmt. — Der Ruhm der Straßburger Gänseleberpasteten lebt noch heute fort. Vielleicht gerade wegen des Katastrophs, der sich um ihre Entstehung rankt.

Blau Trauben in Meran.

Von Hellmuth Unger.

In allen Weingärten an den Talstürzen um Meran hängen die süßen, blauen Trauben. Reif, saftig und schwer. An den Verkaufständen auf der Kurpromenade liegen sie aufgestapelt in Kisten und Schalen, dunkelviolette Riesenerlen, dichtaneinandergereiht und von dunkler Patina überhaucht.

Zeit der strahlenden Herbstsonne und der Traubenreife.

Voller Besinnlichkeit wählt man sich die schönsten Beeren aus. Ein alter Herr, der sehr viel Zeit hat, sucht und sucht, reicht dem Fräulein, das geduldig wartet, eine Traube nach der andern. Läßt sie wiegen.

Nach langem Überlegen hat er sich für die billigste Sorte entschieden, als müsse er mit jedem Pfennig rechnen. Dann setzt er sich auf eine der vielen Bänke und beginnt sein Fruchtmaß langsam zu verzehren.

Dicht an der Promenade steht auf einem niederen Tisch ein großer Korb, nur zur Schau ausgestellt und zum Anlocken. Die Fülle seiner Trauben ist von unerhörter Pracht. Es sind edelste Maddalener.

Kommt eine junge Mutter mit ihrem Kinde des Weges daher. Das kleine Geschöpf ist noch nicht sicher auf den Füßen und stolpert in strahlender Lebensfreude über den Weg.

Sieht den Korb mit den Trauben. Bleibt stehen, während die Mutter schon einige Schritte voraus ist.

Oh, wie die Augen des Kindes leuchten. Es muß sich erst ein wenig aufreden, trotzdem es die blauen Perlen mit den Händchen greifen kann.

Es überlegt nicht lange und ist wohl der Meinung, diese unerwartete Gabe sei eigens nur für seinen Appetit dahingestellt.

Das Verkaufsfräulein ist besorgt in der Nähe geblieben, kann aber nicht verhindern, daß das Kind die schönste und größte Traube ergreift und einen Freudenjauchzer ausstößt.

Um Himmels willen!

Die junge Mutter ist schon zur Stelle und schilt.

Wie kannst du nur!

Das Kind begreift nicht, daß es etwas Unrechtes getan haben soll. Nein, es gibt die Traube nicht her.

Der alte Herr sieht lächelnd zu. Dann bedeutet er dem blonden Verkaufsfräulein mit einer heimlichen Geste, den kleinen Dieb gewähren zu lassen.

Da lächelt das Fräulein auch und nickt nur.

Und das Kind blüht triumphierend zur Mutter.

Dieser Blick bedeutet: Na siehst du! Warum sollte ich mir denn nicht die Traube nehmen. Es stört es durchaus nicht, daß durch das krampfhaftes Festhalten violette Farbtupfen auf der weißen Schürze sind.

„Meine Traube! Meine Traube!“ sagt das Kind und stolpert weiter.

Die junge Mutter sieht nicht, daß der alte Herr die schöne große Traube bezahlt.

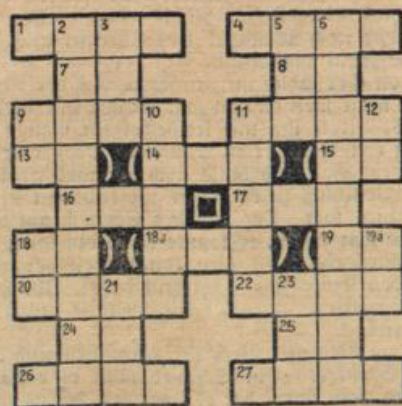
„Bitte, mein Fräulein!“

Schöne herrliche Maddalener Traube, während er sich selbst mit der billigsten Sorte begnügt.

Warum die Frau zur Löwin wurde.

Als und zu kann es ganz nützlich sein, sich mit der gesellschaftlichen Verfassung des Weibes ein wenig näher zu beschäftigen. Denn dann ist es möglich, daß dem einen oder anderen einmal eine unangenehme Viertelstunde erspart bleibt. So hätte es auch den beiden Räubern besser ergehen können, die kürzlich in der Nähe von Lahore (Britisch-Indien) den braven mohammedanischen Kaufmann Tamizn überfielen. Sie hielten ihm ihre Dolche plötzlich unter die Nase: „Das Geld oder das Leben!“ Da Tamizn keine nennenswerten irdischen Güter bei sich führte, so bat er die beiden Verbrecher höflich, mit ihm gehen zu wollen, da er bereit sei, ihnen zu Hause einen größeren Betrag auszuhändigen, wenn sie ihn nur am Leben ließen. Die beiden Strauchritter waren mit dem Vorschlag einverstanden. Die Beute war auch groß genug, denn Tamizn lieferte ihnen in Gegenwart seiner Frauen 2000 Rupien aus. Die Damen des Hauses waren schweigende Zeugen dieser Übergabe. Sie waren wohl zu gut erzogen, um gegen den Verlust des Geldes Einspruch zu erheben. Die Angelegenheit schien damit erledigt zu sein, als einer der Strauchritter Schmutztüde um Finger und Hals der Frauen sah: „Her damit!“ Doch da erwachte plötzlich der Widerstand der Frauen. Eine von ihnen, der ein Räuber gerade den Schmutz von der Brust reißen wollte, wurde zur Löwin, sprang auf, stürzte sich auf den Frechen, zertrachte ihm ohne Angst vor dem drohenden Dolch das Gesicht und warf ihn zu Boden. Da fielen auch die anderen im Verein mit Tamizn über die beiden Diebe her und schrien Jeter und Mordio. Als schließlich die Polizei kam, waren die Räuber froh, von ihr aus den Händen der wütenden Weiblichkeit befreit zu werden. Warum wollten sie auch einer eifigen Frau den Schmutz nehmen?

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Tier des Waldes. 4. Lichthof um Mond oder Sterne. 7. Englisch nein. 8. Bestimmungswort. 9. Männlicher Vorname. 11. Bekleidungsstück. 13. In Verbindung mit Nr. 15: Rheinische Bedienerin. 14. Getrünt. 16. Vorschlag. 17. Luftfahrtausstellung. 18. Doppelvokal. 18a. Schwur. 19. Postalisches Telegrammvermerk. 20. Nebenfluß der Donau. 22. Altdeutsche Sagengestalt. 24. Abkürzung für Sachsen. 25. Umlaut. 26. Winterliches Kleidungsstück. 27. Körperteil. — Senkrecht: 2. Anteilnahme. 3. Altes Maß. 5. Figur aus „Peer Gynt“. 6. Italienische Provinz. 9. Ausruf des Erstaunens. 10. Schlangenart. 11. Ober Landstrich. 12. Französische Präposition. 18. Tierprodukt. 19a. Elternname (abgekürzt). 21. Fisch. 23. Spanischer Titel.

Auflösung des Knotenrätsels in Nr. 273: 1. Niersteiner. 2. Versteigerung. 3. Heidelbeere. 4. Theaterchule. 5. Schneidemühl. 6. Heißluftbad. — Verdeckte Buchstaben: 1. Stein. 2. Reigen. 3. Leber. 4. Luther. 5. Deich. 6. Basel.